

(Nachdruck verboten.)

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

III.

Abraham Johnston trieb sich beschäftigungslos oben auf seinem kleinen Bodenzimmer umher.

Zu beiden Seiten des Mansardenfensters und so weit ins Zimmer hinein, daß sie in der Dämmerung über dem Bette verschwanden, hingen mit Bleifeder und Kohle hergestellte Zeichnungen. Und rings umher an der Wand und an der Brandmauer erblickte man mehr oder weniger deutlich ein Galoppieren, Sichbäumen von Pferden, auf den Hinterbeinen stehen von Hunden, von Kühen, die von dannen jagten, den Schwanz in die Höhe, und von Ziegen, die tanzten und sich stießen.

Er schlenderte durch das Zimmer und lehnte seine dünne, lange Gestalt in der kurzen Jacke an den Thürpfosten, die Hände in den Hosentaschen.

Sie sind rührend einfältig, diese Väter! Er preßte den Hinterkopf gegen die Wand, daß der Adamsapfel und das Kinn scharf hervortraten. Sie glauben, daß man sich unmöglich aus einem andern Grunde herumtreiben kann, als weil man es so schrecklich amüsant findet, können es sich nicht vorstellen, daß man es satt bekommen kann, immer und ewig dazusitzen und zu schreiben und über Hypothekengelder und Frachten zu reden!

Ja, die Langeweile und die Qual, und der Ueberdruß, und der Ekel. — — —

„Ich werde ganz im stillen verrückt,“ sagte er mit einer gewissen boshaften Schadenfreude, „in aller Stille und selbstverleugnender Tugend, ja.“

Er steckte die Hände in die beiden Jackentaschen, so daß sie wie ein Paar Flügel abstanden und fing an zu marschieren. —

„Eine Zeitlang half es so famos, wenn ich tüchtig fluchen konnte; aber das Mittel wirkt jetzt nicht mehr. Ich muß mir einmal etwas recht Schlimmes ausdenken, Fortlaufen, Verschwinden, Stehlen. —

Ja, das heißt, ich bring's doch nicht fertig, denn alles, was ich mir nur ausdenken könnte, würde meinen Vater tief betrüben.

Und so krepriere ich denn in der Quadratur des Kreises!“

„Abraham Johnston ist sanft und langsam entschlafen,“ fing er an zu predigen. „Keinen Muck gab er von sich, daß er ein großer Maler werden wolle. Er betrübt seinen Vater niemals während seines ganzen frommen Lebens durch unpassenden und unanständigen Ehrgeiz.“

Er zündete die Lampe an und holte das Skizzenbuch heraus.

„Diese unverschämte Dirne bei Bratts,“ und er hielt plöblich im Blättern inne, „erlaubte sich, mir das zu bieten!

Diese ihre Flechte, das ist in der That die einzige Merkwürdigkeit des ganzen Städtchens, eine reine Kraftproduktion von Pferdehaar.

Nur die Pelzmütze habe ich mitgezeichnet; man braucht das Gesicht gar nicht einmal zu sehen, um zu begreifen, daß es so breit und bestimmt ist, als sollte sie Nachfolger des Vaters oder Schiffskapitän werden.

Und dann die schwarzblauen Augen, die so weiß aufblitzen können, wenn sie wild wird oder ihr Temperament mit ihr durchgeht! Es ist ein wahres Gaudium, sie zu ärgern.

Verdammte Impertinenz gestern, mich durch das Mädchen fragen zu lassen, ob es mich nicht interessieren könnte, ins Viehhaus zu gehen und die Kühe zu besuchen, bis Klaus käme!“

Er schlug das Skizzenbuch mit einem Knall zu, stellte sich in das Mansardenfenster und sah zu, wie die Lichter nach und nach in der Stadt angezündet wurden.

„Im übrigen ist sie mir völlig gleichgültig. Man ärgert sich nur, daß so eine hochmütige Person mir gleich eine solche Unverschämtheit zu bieten wagt. Man betrachtet mich ungefähr wie einen verunglückten Comptoiristen, der zu Hause bei seinem Vater angestellt ist.“

Er lag mit den Knien auf dem Stuhlpolster, hatte die Hände in sein Haar vergraben und schaute hinaus. In der

Quergasse, die zur Sparbank führte, leuchtete es matt hinter den Gardinen in der oberen Häuserreihe, — und ganz großartig drüben in Ekedals Laden.

Es that so gut, dazuliegen und nur hinauszusehen; ihm traten fast die Thränen in die Augen.

Er stand so außerhalb des Ganzen, hatte nicht das geringste Verhältnis zu irgend jemand in der Stadt, ging nur mit seinem Jagdhunde umher und gab acht, daß sich der nicht an Madame Michelsens Enten vergriff. Der ärmste, er hatte jetzt weiter nichts zu thun, als die Krähen anzubellen!

Gerade unter dem einen Rouleau, das oben bei Ekedal halb herabhing, sah er deutlich Kämmerer Vaages ganzes Gesicht von der Lampe hell beleuchtet, — diese famosose Nase, die kurzfristig die beiden Seiten des Kontobuches durchschnüffelte, beinahe wie ein biegsamer Rüssel, — — das war eine Abrechnungs-nase! Sie schnüffelte Zahlen, roch die Summa, grunzte bei dem Strich. — —

Wenn er nun einen Stein nahm — und zielte, — so geradeaus, daß er die Nasenspitze streifte, — ganz genau? — — — Er würde den Rüssel in die Höhe heben; — das würde eine wunderbare Begebenheit in dem Leben des Mannes sein. — — Er konnte es ja nicht fassen, — mit seinem hölzernen Gesicht, — bewahre, — ganz und gar nicht, — dies sonderbare Ereignis! — —

Dann käme man doch wenigstens in Berührung mit dem Manne. Das würde eine Art Auferstehung sein.

Ja, wie würden sie sich auf der StraÙe alle nach ihm umsehen; — der abscheuliche Abraham Johnston, — die stille Verzweiflung des Vaters, — aus dem wurde ja nie etwas!

Das dachte sie, diese Gjertrud Bratt, natürlich auch.

Ja, dann würden sie ihn wenigstens beachten, er würde fast berühmt werden, — er, hier in der Stadt!

Verühmt! In diesem Wort blieb er immer so sonderbar hängen. Er blieb liegen und starrte hinaus, bis die Lichter da draußen mehr und mehr flimmerten durch die Feuchtigkeit in seinen Augen.

„Wir sind eine viel zu feine Familie, — wir dürfen es nicht versuchen, zu hungern und uns abzumühen, und uns zu etwas Großem durchzuarbeiten, wir dürfen uns keiner weiteren Niederlage und Demütigung aussetzen — nein!“

Er schluchzte laut auf und fuhr dann plötzlich in heller Wut auf:

„Ich wollte, es wäre zu einem reellen Konkurs gekommen, so daß alles zusammengekracht wäre!“

Es pfiß unten auf der StraÙe; und er lehnte sich plöblich zum Fenster hinaus und lauschte, die eine Hand gegen das Ohr gelegt.

„Bist Du's, Klaus?“ signalisierte er in gedämpftem Ton.

„Und Bäckevold,“ lautete die Antwort.

Er griff nach dem Hut und verschwand lautlos die Treppe hinab.

„An Bord von Möllendals Bark, Abraham!“ klang es ihm da unten entgegen. „Der Handlungsdiener Lund und Olsen und ein paar aus der Prima kommen nach der Kajüte. Um zehn Uhr finden sie sich mit Proviant ein.“

„Erst um zehn Uhr?“ Hör' einmal, Klaus, und Du, Bäckevold! wir gehen vorläufig nach dem Sägehügel hinaus. Ich hab' da etwas entdeckt. Sie ist eigentümlich, ganz eigentümlich, das Mädchen da in der Schenkstube. Ich habe mir geschworen, sie auf irgend eine Weise zu zeichnen.“

„Die Otta, Mutter Söibys Tochter?“

„Ich sah sie eines Vormittags, wie sie mit dem Flaschenkorb den Hügel hinaustrante, der hochbeinige Schwung, die ganze Gestalt so ungewöhnlich getragen. Und dann endet es in einem so verteufteltn schneidigen, starken Nacken, einem kugelrunden Kopf und einer kleinen, eigenartigen Kalbsstirn. Eine rasend pikante Zusammenfügung!“

„Nein, mit wirst Du lächerlich, Abraham! Ich weiß doch nicht, daß ich je ein so gewöhnliches, stumpfnäsiges Mops Gesicht gesehen habe,“ meinte Bäckevold.

„Der tolle Maler ist wieder los,“ erklärte Klaus; „diese ekelhafte Otta! Aber meinnetwegen. Obwohl es gewissermaßen sowohl riskant als blamierend sein kann, sich in den Brautweinkruppen einer teuren, allwissenden Vaterstadt auf dem Seil zu produzieren.“

Eine kleine Weile später sahen sie sich innerhalb des

Thür der Schenkstube draußen auf dem Sägeberg nach einem Platz um.

Steuermann Bäckevold pflanzte sich wie ein Schlagbaum vor dem Ende der Bank auf. „Vier und drei Gläser, schön Otta!“ rief er der Tochter des Hauses zu.

Mutter Göiby selber war beschäftigt; hier war jetzt des Abends viel zu thun. Die Leute kamen klappernd aus der Kälte herein, um sich einen kleinen Herzenströster zu holen; es fror tüchtig, sobald die Sonne untergegangen war.

Die Stimmen schallten laut durcheinander in dem halbdunklen Schenkzimmer, und von den Tischen her vernahm man halb unverständliche, abgerissene Sätze, die aus dem Tabakqualm hervordrang.

„Ach so, Sie sind Segelmacher!“

„Zweieundzwanzig Mann im ganzen — —“

„Gott bewahre! — Keinen Dere Feuererhöhung.“

„Nicht mehr klassifiziert, ja, — alt, wie alle die Berge hier!“

„Jetzt ist sie aufgelegt und soll nachgesehen werden.“

„Und dann sollen wir Salz laden!“

Ein Ausruf hie und da aus dem Tabakrauch und ein paar Gesichter, die sich nach ihnen umwandten, ließen sie nicht in Zweifel, daß ihre Anwesenheit als eine Art Hausfriedensbruch seitens der höheren Klasse angesehen wurde.

Abraham fand die Situation pikant; er schwärmte im Grunde dafür, im Wirtshause den Großen zu spielen, und strengte sein Gehör an.

„Biel zu thun, heute abend, Madame Göiby,“ versuchte Bäckevold; das graubehaarte, kinnlose Gesicht der Alten sah erhitzt, feuchend zu ihnen hinüber, während sie ein paar Gästen in ihrer Nähe die Gläser gleichsam hinwarf.

„Ich denk' mir, Sie haben sich geirrt, — solche feine Leute wie Sie sollten sich lieber nach Madame Michelsens Hotel begeben,“ pläzte sie heraus.

„Hören Sie einmal, Madame Göiby,“ sagte Bäckevold, ohne sich seine Gemüthlichkeit rauben zu lassen. „haben Sie nicht ein wenig bessere Waren, etwas Porter oder dergleichen im Keller? Oder“ — er blinzelte, „einen Schluck von dem guten, inwerkollten Rum, wie? und dann ein wenig warmes Wasser in einer Kanne. Aber wir wollen hier sitzen, und nicht im Hinterzimmer.“

„Herr du meine Güte! Ist das nicht Bäckevold!“ rief sie plötzlich, und starrte ihn an. „Sind Sie aber groß und fein geworden! Damals waren Sie nur Jungmann. Sie sollten mit dem Chinafahrer fort.“

„Ja, ja! Und Ihr Hinterzimmer dreht sich noch jedesmal um mich herum, wenn ich daran denke. Das war mein erstes Gelage, das,“ fügte er ganz gerührt hinzu. „Ich blieb volle fünf Jahre fort.“

Die Auffrischung der alten Erinnerungen wirkte entscheidend. Wenige Augenblicke später stand der dampfende Trank vor ihnen.

„Hier, meine Herren, wenn Sie Schwefelhölzer wünschen,“ sagte sie zuvorkommend.

„Hast Du gesehen, wie sie einer Heringsmöve gleicht?“ flüsternte Abraham. „Die runden, sandgrauen Augen spähen gleichsam nach Nahrung aus, rufen Hering, Hering, nichts als Hering, — sind wir Heringe, oder sind wir keine Heringe? — Darauf kommt es an. — Ich habe so ein köstliches Gefühl, daß wir uns in einer Spelunke befinden, wo sie der Polizei auf der Nase tanzen, — — — der Qualm und der Tabakrauch ist delikats! — — — und so niedrig, daß man mit der Hand die Decke berühren kann.“ — —

Otta fuhr und schwebte mit aufgezogenen Gläsern wie ein Schatten in der Dämmerung umher.

„So dunkelgrau, dümmrig, mit Figuren darin, wie auf den alten, schwarzen, holländischen Gemälden, an denen man sich ganz schwindlig sehen kann,“ murmelte Abraham.

„Beile Dich und fange Deine Flamme jetzt ein, sie zieht gerade eine Flasche auf, — so gebückt, — die Flasche zwischen den Beinen,“ neckte Bäckevold.

Ein plötzlicher Lichtschimmer, der unter der Decke aufblühte, beleuchtete eine Gruppe von Gasenarbeitern am Schenkisch sowie die Gesichter und Gestalten an den Tischen.

Otta stand auf einer Bank und zündete die Hängelampe an.

„Ach!“ rief Abraham ganz begeistert aus, — „was geht Ihr mir für den breiten, roten Nacken, und die Stirn mit dem Haarschopf; aus der könnien Hörner herauswachsen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ersatz der Schornsteine durch Ventilatoren.

In der Heizungsstechnik wird zur Zeit die Frage, ob es rationell ist, die Schornsteine großer Feuerungen durch Ventilationsanlagen zu ersetzen, eifrig erörtert; es läßt sich nicht verkennen, daß dieses Thema auch für die große Öffentlichkeit interessant genug ist, um hier kurz in allgemeiner verständlicher Weise behandelt zu werden.

Bekanntlich bemühen wir bisher zur Abführung der Abgase unserer Feuerungsanlagen Schornsteine von Dimensionen, die mit der Größe der Feuerungsstellen entsprechend wachsen. Gewaltige Essen von mehr oder minder bedeutenden Höhen sind ja denn auch die weit hin sichtbaren Zeichen angestrebter industrieller und gewerblicher Thätigkeit unserer Tage. Der diesen Schornsteinen leider nur zu oft entströmende dicke, schwarze Qualm wird mit Recht in immer steigendem Maße als lästiger Uebelstand empfunden, der namentlich in den Städten schon aus hygienischen Gründen zu energischer Bekämpfung herausfordert. Es soll nun gleich hier betont werden, daß selbst eine stark beanspruchte gewerbliche und industrielle Feuerungsanlage durchaus nicht unbedingt in der eben erwähnten Weise zu qualmen braucht, da unsere Heizungsstechnik technische Verbesserungen und Hilfsmittel mannigfacher Art gezeitigt hat, durch welche man in der Lage ist, die zur Verbrennung gelangenden Heizmaterialien so auszunutzen, daß sich die Abgase an der Essenmündung nur noch als fast farblosere Wollenschleier bemerkbar machen.

Die Bestrebungen, die bisher als sogenannte natürliche Zugmittel für die Abgase verwendeten Schornsteine durch den künstlichen Zug von Ventilationsanlagen zu ersetzen, sind zuerst in Amerika aufgetaucht; sie haben bei uns in Deutschland erst wenige schlichterne Versuche gezeitigt. Da auch die in Amerika ausgeführten Ventilationsanlagen zum Ersatz des Schornsteinzuges noch verhältnismäßig jung sind und auch über die bei uns errichteten Ventilationsanlagen dieser Art noch keine großen Erfahrungen vorliegen, so ist es erklärlich, daß heutzutage die Frage des Ersatzes von Schornsteinen durch Ventilationsanlagen ungelöst ist. Daß aber eine so wichtige Veränderung unserer Heizungsanlagen zu einer gründlichen Erörterung über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel in den Kreisen der Fachleute geführt hat, beweist die große Bedeutung, welche die Lösung dieses Problems für die Heizungsstechnik hat.

Bekanntlich bemüht man schon Ventilationsanlagen zur Lufterneuerung in ziemlich ausgedehntem Umfange und es wäre in dieser Hinsicht zu wünschen, wenn in immer steigendem Maße der Wert von Ventilationsanlagen für die Luftverhältnisse in Arbeitsräumen usw. allgemein erkannt werden würde.

Die zur Erzeugung des künstlichen Zuges zum Zwecke des Ersatzes der Schornsteine benutzten Ventilatoren werden meist aus Stahlblech in der Weise gefertigt, daß man die Gehäuse und Einrichtungen den Bedürfnissen der in Betracht kommenden Anlagen nach Möglichkeit anzupassen sucht. Zweckmäßig ist es, den Ventilator von einer besonderen, direkt gekuppelten Maschine antreiben zu lassen, da er dann unabhängig von anderen Maschinen der gesamten Anlage ist und seine Geschwindigkeit leicht nach den Anforderungen der Kesselfeuer sehr genau reguliert werden kann; man ist auch in der Lage, die Ventilatormaschine anlassen zu können, bevor die Hauptkraftmaschine in Thätigkeit tritt. Natürlich kann man auch den Ventilator mit Riemen oder durch einen Elektromotor betreiben.

Zur Entferrnung der Abgase kann bei Ventilatorbetrieb entweder die Saug- oder die Druckmethode angewendet werden. Bei dem Drucksystem leitet man meist Preßluft in den hermetisch verschlossenen Aschenfall, von wo sie durch die Roststäbe und durch die darauf liegenden Brennstoffe in die Feuerzüge entweicht.

Der Ventilator bei einer typischen Zugerzeugungsanlage nach der Druckmethode ist so konstruiert, daß die Luft in einen unterirdischen, aus Wadsteinen gebildeten Kanal hineingelassen wird, welcher vor der Kesselfront entlang läuft. Von diesem Kanale entweicht die Luft durch Zweigkanäle nach den Dämpfern der Aschenfalle. Solche Anordnung kann bei einer bereits bestehenden Kesselanlage angebracht werden. In einer neu zu errichtenden Kesselanlage ist es jedoch besser, die Feuerbrücke hohl zu gestalten und als Luftkanal zu gebrauchen, wobei ein Dämpfer angewandt wird, der von vorn durch einen mit Einschnitten versehenen Handhebel behätigt wird. Die Klappen der beiden Dämpferformen wirken dahin, die Luft gleichmäßig über die ganze Bodenfläche des Aschenfalls zu verteilen, von wo die Luft in gleichmäßiger Weise und mit geringer Geschwindigkeit entweicht.

Bei Schiffskesseln, besonders bei der Kriegsmarine, ist es oft unmöglich, die geschlossene Aschenfall-Methode zu benutzen, man wendet daher die geschlossene Heizraum-Methode an, bei der man die luftdicht geschlossenen Heizräume mittels Ventilatoren unter einen Ueberdruck setzt. Die unter Ueberdruck stehende Luft gelangt in die offenen Aschenfalle, von wo sie durch das Feuer in den Schornstein entweicht. Da in den Heizräumen der Schiffe sehr wenig Feuerraum zur Verfügung steht, so ist es wünschenswert, kleine, schnelllaufende Ventilatoren anzuwenden, und jeden mit einer besonderen Dampfmaschine zu versehen, die es ermöglicht, den Ventilator mit großer Geschwindigkeit längere Zeit ununterbrochen laufen zu lassen.

Sodern man die Saugmethode als Ersatz für den Schornsteinzug anwendet, erzeugt man durch den Ventilator ein Vacuum (Luftverdünnung) im Feuerraum, wodurch alle durch die Verbrennung

des Heizmaterials entstehenden Gase abgelaugt werden. Mit Ausnahme der Ventilatorengeschwindigkeit ist dieser künstliche Zug von allen Nebenumständen unabhängig. Die durch den Ventilator abgelaugten Gase werden durch ein kurzes Ausblaserohr ins Freie befördert. In der Anordnung von Ventilatoren zum Ersatz des Schornsteinzuges hat man bei dem Saugsystem ziemlich freie Hand. Eine vielfach übliche Aufstellung wird in der Weise ausgeführt, daß man den oder die Ventilatoren über den Dampfesseln anordnet.

Die Frage eines Ersatzes eines Schornsteins durch zwei Ventilatoren nach dem Saugsystem ist in einer Fabrik in Amerika in einer Weise gelöst worden, die verschiedene Vorteile gegenüber dem alten Zustande gebracht haben soll. Daß man durch eine solche Anlage den oft nicht unerheblichen Platz für den Schornstein spart, kommt als Vorteil in Betracht. Man kann z. B. durch die Aufstellung einer Ventilationsanlage auf den Kesseln oft einen Platz im Kesselhause ausnutzen, der für eine anderweitige Verwertung kaum in Frage kommt. Bei dem ersten Ersatz eines Schornsteins durch Ventilatoren hatte man in Amerika die Vorsicht gebraucht, den alten Schornstein noch zwei Jahre nach Inbetriebnahme stehen zu lassen, und ihn dann erst niederzureißen. Das Ausblaserohr dieser ersten Anlage hat nur eine Höhe von 9,5 Meter über Fußboden des Kesselhauses, so daß es nur sehr wenig über das Dach dieses Gebäudes hinausragt.

Während nun die Anhänger des künstlichen Zuges davon nur Gutes zu sagen wissen, sind die Anhänger des Schornsteinzuges nicht müßig gewesen, Bedenken mannigfacher Art gegen die Neuerung vorzubringen. Dem künstlichen Zuge kann jedenfalls zugestanden werden, daß er bei gutem Funktionieren der Ventilationsanlage die Abgase so ins Freie befördert, daß die unangenehme Qualmerkheimung nicht zu beobachten ist; es läßt sich auch nicht bestreiten, daß die Ersparnis an Grund und Boden in Großstädten eine Rolle spielen kann, wenn man auf den Schornstein verzichtet und zum künstlichen Zuge übergeht. Andererseits stehen die Berechnungen, welche dem künstlichen Zuge noch eine Kostenersparnis nachweisen wollen, auf sehr schwachen Füßen, da die zur Bewegung der Ventilatoren erforderliche Kraft immer gebührend berücksichtigt werden muß; endlich darf nicht verkannt werden, daß eine Ventilatorenanlage zur Beseitigung von Abgasen der Feuerungsanlagen immer zwei von einander unabhängige Ventilatoren erfordert, damit nicht der gesamte Betrieb sofort in Unordnung gerät, wenn einmal an dem einen Ventilator etwas in Unordnung gekommen ist. Für diesen Fall ist es in keinem großen Maße denkbar, daß man ohne die Sicherheit eines Reserveventilators die Feuerungsanlage erbauen und in Betrieb halten wird. Wenn man aber in den Städten usw. Ventilatoren zur Beseitigung der Feuerungsabgase verwenden will, dann wird man immer gut thun, die Anlage in den obersten Etagen zu errichten, damit die Abgase aus dem kurzen Ausblaserohr so hoch ins Freie befördert werden, daß sie zu keinerlei Belästigungen Veranlassung geben, was wohl zu berücksichtigen wäre, wenn man mit kurzen Rohren die Abgase der Lokomotive in die offenen Fenster der einzelnen Wagen befördert.

Es liegen also zur Zeit noch lange nicht genug Erfahrungen vor, um die Frage als geklärt betrachten zu können. Es wird sich darum handeln, die im Betrieb befindlichen Anlagen des künstlichen Zuges viele Jahre hindurch eingehend zu studieren, ihre Fehler und Schwächen genau zu ergründen und durch einwandfreie Berechnungen und Untersuchungen ihre Vorteile gegenüber dem Schornstein unter Berücksichtigung der bei uns maßgebenden Verhältnisse nachzuweisen. Zweifelsohne ist der Uebergang vom Schornstein zum künstlichen Zug durch Ventilatorenanlagen für jeden Betrieb ein derartig verantwortlicher Schritt, daß er ganz selbstverständlich nur mit größter Vorsicht und nach genauer Prüfung aller in Betracht kommenden Faktoren vorgenommen werden kann. Gelingt es aber, dem Schornstein den Garaus zu machen durch Anwendung zweckmäßiger technischer Mittel, so kann dies nur geschehen, wenn in dieser oder jener Hinsicht dadurch Vorteile zu erzielen sind.

Da die Mißstimmung, die sich vielfach gegen den Schornstein bemerkbar macht, hauptsächlich auf die allzu große Qualmproduktion zurückzuführen ist, so dürfte es angebracht sein, hier noch darauf hinzuweisen, daß eine technisch gut eingerichtete Heizungsanlage nicht Rauchbelästigungen mit sich bringt. Leider wird nur so oft der Fehler gemacht, daß mit der Bedienung der Feuerungsanlagen billige Hilfskräfte betraut werden, was sich dann auch fast immer durch große Qualmproduktion in Folge des schlecht ausgenutzten Heizmaterials bemerkbar macht. Wird aber eine Feuerungsanlage durch einen erfahrenen Heizer bedient, so kann durch dessen Thätigkeit leicht eine derartige Ausnutzung des Brennmaterials erzielt werden, daß sich auch beim Schornstein die Abgase als fast farblose Wölkechen entfernen. —

P. W. Grempe.

Kleines feuilleton.

rc. Ein Zollkrieg und seine Folgen. Die Wiederwärtler, die Leichten Herzens Deutschland in einen Zollkonflikt mit aller Welt verwickeln wollen, sind augenscheinlich zu kurzfristig, um ermessen zu können, was alles der erste leichtfertig unternommene Schritt nach sich ziehen kann. Die neuere Geschichte enthält warnende Beispiele genug, zu welel unermessenen Folgen ein anfangs unangenehm erscheinender Zollstreit führen kann. Kaum ein anderer Fall ist in dieser

Hinsicht so lehrreich, wie ein Zollkrieg, der in die holländische Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts gehört. Die Industrie der Niederlande hatte nach der Mitte des Jahrhunderts allmählich begonnen, die erste Stelle unter den Kontinenten auf dem Weltmarkt einzunehmen. Die bis dahin bedeutendste Industriemacht Europas, Frankreich, wurde nach und nach zurückgedrängt. Der in wirtschaftlichen Fragen leitende Minister Frankreichs, Colbert, versuchte nun, mit den Hausmitteln der Schutzzöllnerei dem Prozeß Einhalt zu thun. Der französische Tarif von 1667 legte ungeheuer hohe Zölle auf eine große Anzahl ausländischer Importartikel. Davon ward nun vor allem Holland schwer betroffen. Die Generalstaaten begannen Verhandlungen mit Frankreich, um günstigere Einfuhrbedingungen zu erzielen. Aber Colbert wollte sich natürlich auf nichts einlassen. Als alle Liebesmüh verloren war, betrat die Generalstaaten den Weg der Vergeltungsmaßregeln: 1671 verboten sie die Einfuhr der französischen Industrie-Erzeugnisse und auch von französischen Weinen und Spirituosen, die in Holland massenhaft konsumiert wurden. Das war ein harter Schlag für Frankreich. Die Staatsmänner Ludwigs XIV. aber versetzten auf den Gedanken, den also begonnenen Zollkrieg nicht mit ökonomischen Machtmitteln, sondern mit Waffengewalt zum Austrag zu bringen. Im Jahre 1672 brachen große französische Heere in die Niederlande ein, um das kleine, wirtschaftlich aber mächtige Land zur Unterwerfung unter Ludwigs XIV. Gebote zu zwingen. Die regierende Kapitalistenclique Hollands, an deren Spitze die Brüder Jan und Cornelis de Witt standen, ließ sich ganz unvorbereitet überfallen; so war im Handumdrehen fast das ganze Land erobert. Gleichzeitig legte das mit Frankreich verbündete England den holländischen Seehandel lahm. Eine kolossale Panik brach aus. „Jeder ließ seinen Kopf hängen“, sagt ein holländischer Zeitgenosse der Ereignisse, „die Geschäfte standen still, die Gerichte waren geschlossen, die Schulen machten Ferien... Die Landesobligationen fielen auf 30 Proz., die ostindischen Aktien sanken von 572 auf 250 Gulden.“ Am schwersten drückte die wirtschaftliche Krisis natürlich auf die Arbeiterklasse, und so bekamen die Kapitalisten noch obendrein Angst vor einer sozialen Revolution im Heugabelsinne. „Es ist wahr“, so klagte Arend Tollenaeer, „wir werden jetzt von zwei so ansehnlichen und mächtigen Königen von außen wohl sehr stark und schwer angefochten und besritten, aber es liegt auf der Hand, daß diese Republik im Winter sehr stark durch ihr eignes Volk infolge des Elends und der hart und schwer hereinbrechenden Not an den Lebensbedürfnissen (die ohne Ansehen und Ausnahme alle Gesehe bricht) angefochten und besritten wird.“ Hungeraufstände erfolgten in der That. Zu der befürchteten sozialen Revolution kam es natürlich nicht: zu planmäßiger Politik waren die holländischen Arbeiter noch gar nicht reif. Eine Revolution erfolgte aber doch. Sie ging von dem Teil der herrschenden Klassen aus, der mit der korrupten Staatslenkung der Gebrüder de Witt und ihrer Kumpane unzufrieden war. Die beiden wurden gestürzt und buchstäblich in Stücke gerissen. Dann ging es den Franzosen energisch zu Leibe, indem die Deiche durchbrochen und die Meeresfluten ins Land gelassen wurden, um die Eindringlinge zu vertreiben. Die Elementargewalten waren denn auch wirksam. Der Krieg mit Frankreich währte aber noch bis zum Jahre 1678. Da ward in Nimwegen Frieden geschlossen, und zwar auch auf dem Gebiet der ökonomischen Beziehungen, indem Frankreich eine Anzahl Zollsätze herabsetzte. Dafür hob Holland das Einfuhrverbot auf. So endigte der achtjährige Zollkrieg, dessen Ausdehnung und Dauer zu Beginn sich gewiß niemand hatte träumen lassen. —

Theater.

Im Thalia-Theater gastiert seit Sonnabend das Ensemble des Sächsischen Volks-Theaters aus Chemnitz. Dies Theater verdankt sein Entstehen den Bemühungen des Dialektschriftstellers Georg Zimmermann, von welchem es auch geleitet wird, und bezweckt vor allem die Pflege jener Bodenständigen, von der Zeit nicht abgeschliffenen Mundarten, wie sie namentlich den Bewohnern des ober-sächsischen Erzgebirges ein individuelles kraftvolles Gepräge geben. Hier spielt denn auch das vorgeführte Volkschauspiel „Karl Fiedler“ von Richard Demmler. Wer nun etwa eine lustige Komödie erwartet hatte, wird sicher enttäuscht gewesen sein. Die Erwartung lag ja nahe! Statt dessen kommt uns der Autor mit einem tragischen Stück, das obendrein seine Verwandtschaft mit Hauptmanns „Webern“, „Fuhrmann Henschel“ und Philipp Langmanns „Bartel Turscher“ nicht verleugnet. Mußt das sein? Und ist mit diesem neuen Elendsdrama etwa die „individuelle kraftvolle Bodenständigkeit“ der sächsischen Erzgebirgler bewiesen? Zwischen Demmlers Drama und seinen bereits genannten Vorbildern lassen sich die uns nun schon zum Ueberdruß gewordenen gleichen Parallelen ziehen. Wir treffen dieselben profitgierigen, hartherzigen Fabrikanten, dieselben leidenden Proletarier. Diesmal sind's Maschinen- und Posaamentenfabrikanten und Verleger nebst deren Arbeitern. Der alte Werführer Karl Fiedler wird von seinem Hypothekengläubiger wegen rückständiger Zinsen rücksichtslos bedrängt, bis zur bevorstehenden Versteigerung des Hauses. Sein Brotgeber, der Fabrikbesitzer Kurich kann ihn davor bewahren — wenn er einen Meineid schwört. Kurich ist nämlich von einem andern Fabrikanten gerichtlich belangt worden, weil er eine neue zu Patent gemeldete Maschine des letzteren nachkonstruiert haben soll. Fiedler, von seinem

Geldleiber bis zum äußersten getrieben, von seinem Prinzipal bis zur Willfährigkeit überredet, leistet, obwohl ganz wider seinen ehrlichen Charakter, schließlich den Falscheid. Infolgedessen geht der Prozeßverkürzer ins Wasser, und Fiedler selbst, der sein Verbrechen nicht länger überwinden kann, schneidet sich am Schluß des fünften Aufzuges den Hals ab. Was hier geschieht, kann überall geschehen. Demmlers Stück scheint wieder die Wahrnehmung zu bestätigen, daß ein Dialekt drama nur dann lebensfähig ist und künstlerische Befugnis in sich trägt, wenn ein Großer, wie Anzengruber, zu uns redet. Bei diesem allein vollzieht sich das dichterische Geheimnis der Bodenständigkeitsschilderung seiner Personen in allem, was sie thun und was sie sprechen. Alle Handlungen sind hier mit der aus dem innersten Wesen der Menschen entsprungene Dialektsprache organisch verbunden, daher nicht von einander zu trennen. In Demmlers Drama dagegen ist der Dialekt kaum mehr als ein äußerliches Mäntelchen, eine Draperie also, durch welche die Dürftigkeit des schablonenhaft zurechtgeschneiderten Stoffes verhüllt werden will. Trotzdem sollen einige gute Ansätze des Volkstheatralischen in dieser, im übrigen allzu weinerlichen und rührseligen Talentprobe nicht abgeleugnet werden. Als weiterer Milderungsgrund für die zweifellos ehrlichen Absichten des Autors kann wohl auch die Anwendung dieser schwer verständlichen Mundart gelten, die in den Darstellern keine besonders deutlichen Dolmetscher fand. Der alte Weber sprach fast jedes Wort in sich hinein, wie ein Bauchredner. Der Titelheld hat in Richard Engelhardt einen seiner Rolle gerecht werdenden Interpreten. Das Beste leistete Max Landau. — e. k.

Musik.

Freie Volksbühne. Der neulichen Aufführung des „Wibschütz“ folgten zwei weitere Opernvorstellungen am Vorletzten und am letzten Sonntag (14. und 21. Juni): Nicolais „Lustige Weiber von Windsor“ und Maillarts „Glöckchen des Eremiten“. Die „Lustigen“ zu hören waren wir leider verhindert; der Bericht, der uns über jene Aufführung zumal, lautete nur teilweise günstig. Das „Glöckchen“, das wir vorgestern hören konnten, wurde verhältnismäßig recht gut aufgeführt. Die Morwigo-Oper besitzt immer ein paar Mitglieber, die über ein gut künstlerisches Können oder wenigstens Streben verfügen. Maillarts komische Oper, deren zweiter Akt zu den wertvollsten musikalischen Leistungen gehört, ist aufgebaut auf dem aus Ernst und Heiterkeit so sympathisch zusammengefügten Charakter der Ziegenhirtin Rose Fiquet. In der schauspielerischen und musikalischen Verkörperung dieses Charakters und in einer beachtenswerten Gewandtheit der Stimme zeichnete sich Meta Kerner so vorteilhaft aus, daß wir einer weiteren Entwicklung dieser Sängerin mit Interesse folgen würden. Gelingt es ihr, ihren meist harten und schrillen Tönen mehr Weichheit und Rundung zu geben, so kann sie noch eine ganz bedeutende ernst- und heiterdramatische Sängerin werden. Für die Tenorpartie des Sylvain war (wie ich höre: im letzten Augenblick) ein anderer Sänger eingedrungen, der sich der Rolle mit Eifer und mit einer etwas milderen Stimme, als dem Erstgenannten eigen ist, annahm, ohne freilich sonst einen besonderen Eindruck zu hinterlassen. Die Uebrigen waren so, wie wir sie kennen. Noch einmal sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Freie Volksbühne angesichts der Gleichgültigkeit, die an den meisten maßgebenden Stellen für neue musikalische Produktion besteht, erfolgreich eingreifen könnte. Die vielberufene Servilität der gegenwärtigen Opernproduktion (um jetzt bei dieser allein zu bleiben) dürfte eines teils überhaupt nur eine Täuschung sein und andernteils darauf zurückgehen, daß sich den neuen Schaffenskräften nicht genug Auswege erschließen. Wenn wir nur immer die Behauptung von dem vorhandenen Nichts wiederholen, so kann sie schließlich sogar noch wahr werden. Und gerade jetzt würd' es gut sein, zu zeigen, daß auch für den künstlerischen Nationalliberalismus bereits ein Ersatz da ist. — sz.

Völkerkunde.

k. Von merkwürdigen Kultstätten erzählt die amerikanische Reisende Miss Jessie Kerrmann, die auf ihren Wanderungen die Welt nach allen Richtungen durchkreuzt hat. Die buddhistischen Missionare haben überall ihre Tempel, Altäre und Pagoden aufgestellt. Fleißig haben sie jede Spur des irdischen Daseins ihres Propheten aufgesucht und an jeder Stelle, an der er gewesen sein soll, sofort einen Altar errichtet. An der Mündung eines großen chinesischen Flusses steht ein kegelförmiger, maderischer Felsen, an dessen Seiten viele Altäre hängen, die Buddha und den Seegöttern gewidmet sind. Sie sind sehr künstlerisch gearbeitet und viele Pilger wallfahrten dahin. Eine der großen Pyramiden zu erklimmen, ist leicht im Vergleich mit der Mühe, zu diesen schwindligen Höhen zu gelangen. Der Sage nach soll hier Buddha zwei kleine Weisen in seinen Armen gen Himmel haben tragen wollen; unterwegs aber ließ er sie in den Fluß fallen. Sie verwandelten sich sofort in diesen großen Steinberg. Vor vielen Jahrhunderten wurde hier der erste Altar erbaut. Ein Besuch dieses Ortes ist sehr beschwerlich. Selbst wenn man bei Tagesanbruch aufbricht, erfordert der Weg zum Gipfel einen ganzen Tag. Für ihre eignen Pilger sorgen die Priester für Obdach, aber Fremde müssen für sich selbst sorgen. Eine Hänge-

matte zwischen zwei Bäumen dient als Ruheplatz für den „fremden Teufel“, wenn er sich nicht ein tragbares Ruhebett mitgebracht hat.

Die seltsamsten Andachtsstätten der Welt findet man aber in Birma. Einige Meilen von Maulmein steht inmitten einer großen Ebene ein einsamer, merkwürdig geformter Felsen. Schon vor Jahrhunderten wurden die Höhlen, die diesen festen Platz wie Waben durchlöchern, in Andachtsstätten verwandelt. Auf den Wänden sind Tausende von Buddhabilbern eingehauen, und in jeder Kammer stehen, sitzen oder liehnen Bronze-, Stein- oder Holzgötter. Wie viele Millionen diese Höhlen schon besucht haben, läßt sich gar nicht abschätzen. Fast ebenso merkwürdig ist ein birmanischer Altar, den ein Reicher seinem Lieblingsgott als Opfer dargebracht hat. Er ist gerade auf dem Gipfel eines „Schwanlenden Felsens“ errichtet. Das Material zum Bau wurde von Männern zum Felsen getragen und mit einem Seil nach oben gezogen. Kleine Stufen sind in eine fast senkrechte Wand geschlagen und zum Aufstieg gehören kräftige Múszeln und Kerben. Ein Fehltritt kann ein schweres Leiden und vielleicht den Tod im Gefolge haben. Viele Hindus legen sich bekanntlich zur Ehre ihrer Götter selbst Duale auf. In Kalutta habe ich einen Fakir gesehen, der 24 Stunden auf einem Bett von aufrechten scharfen Stacheln lag, die fast bis zu den Knochen eindringen. Und doch zeigte sein Gesicht, als ich ihn sah, nur einen schwärmerischen Blick.

Die Sechelt-Indianer in Britisch-Kolumbien, die zum Christentum bekehrt sind, spielen ein Passionspiel wie die Oberammergauer; aber sie nageln den Indianer, der Christus darstellt, mit Nägeln, die sie durch Hände und Füße treiben, ans Kreuz. Der Indianer unterwirft sich dieser Marter, ohne zu zuden. Die Leute sahen das Schauspiel an und glaubten fest, daß sie dadurch ihre neue Religion erhrten. Die Religion der Kwakwaka-Indianer in Britisch-Kolumbien besteht in Kannibalismus und andern furchtbaren Gebräuchen. Bei der Anbetung ihrer Götter tragen sie außergewöhnliche Masken von Tieren, die mit der Geschichte ihres Stammes in Zusammenhang stehen. Dabei geraten sie in Raserei nach Art der epileptischen Anfälle und beißen einander. Nur mit großer Gefahr für mein Leben wohnte ich einer ihrer Zusammenkünfte in einem Versteck bei. —

Notizen.

— „Die große Berliner Kunstausstellung, eine Flucht der Künstler in die Dessenlichkeit.“ Berlin. Hans Stöder. Preis 0,50 M. — Unter diesem Titel wendet sich der Maler Hans Holzbecher, im Auftrage zahlreicher gleichgesinnter Künstler, an das Publikum. Er tadelt in seiner Broschüre vor allem die Art und Form der großen Berliner Kunstausstellung, besonders aber das Vorgehen der Jury, die in diesem Jahre z. B. 480 Kunstwerke annahm, 650 als jurchfrei passieren ließ und 2200 zurückwies. Durch Zahlenangaben über Annahme und Ablehnung von Kunstwerken bei früheren Ausstellungen weist der Verfasser nach, daß die Zahl der rezipierten Kunstwerke von Jahr zu Jahr steigt; er erblickt darin eine schwere wirtschaftliche Schädigung der Berliner Künstlerschaft. Holzbecher macht nun u. a. folgende Vorschläge zur Abhilfe der von ihm gerügten Missetände: Ausländer dürfen nur in Zwischenräumen von ca. 5 Jahren ausstellen. Die Düsseldorf-Delegierten haben, als Nicht-Berliner, aus der Jury auszuscheiden. Die Inhaber der kleinen goldenen Medaille werden, wie dies früher der Fall war, jurchfrei. Man gebe volle Jurchfreiheit denjenigen Künstlern, die bereits zehnmal in der Ausstellung mit ihren Werken vertreten waren. Den Künstlern muß ein Revisionsrecht gegen den Entscheid der Jury zugestanden werden; als Berufungsinstanz hierfür ist eine Revisions-Jury oder Nach-Jury zu schaffen. In jedem Jahre muß der volle verfügbare Raum des Ausstellungsgebäudes ausgenutzt werden (diesmal standen acht Säle leer); schließlich ist noch eine Verbesserung der schlechten Säle (Seitensäle) so schnell wie möglich vorzunehmen. —

— Das Deutsche Theater schließt am 30. Juni die Saison 1902/1903. Die neue Spielzeit beginnt am 1. August. —

— Die Erstaufführung von Franz Lehars Operette „Der Klavierstimmer“ bei Kroll ist auf den 27. Juni verschoben worden. —

— Die Gesellschaft für verbiefältigende Kunst in Wien hatte einen Wettbewerb für Einbands- und Buchmischlagsentwürfe für die Zeitschrift „Die graphischen Künste“ ausgeschrieben. Den ersten Preis (400 Kronen) erhielt Louise Penner in Wien, den zweiten Preis (200 Kronen) Professor Franz Hein in Gödingen bei Karlsruhe. —

— In München plant man die Errichtung eines Museums von Meisterwerken der Wissenschaft und Technik. —

— Das Grab Hannibals will, der „Rölnischen Zeitung“ zufolge, der Archäologe Th. Wiegand am Ausfluß des Dilflusses auf einem kleinasiatischen Vorgebirge, unter dem die Anatolische Eisenbahn dahinfährt, gefunden haben. Nach antiken Schriftquellen soll Hannibals Grab an der Küste des Marmarameeres nahe bei Nikomedien liegen. —